



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

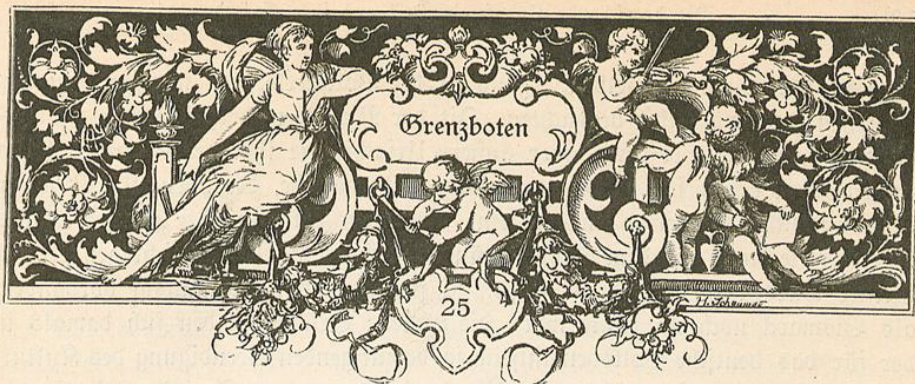
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die herrschende Unzufriedenheit und ihre Gründe

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die herrschende Unzufriedenheit und ihre Gründe



aß Mißmut, Unzufriedenheit im deutschen Volke weit verbreitet ist, liegt nur allzu deutlich am Tage. Was ist der Grund dieser Unzufriedenheit? Die einen sagen: die wirtschaftliche Not. In der That mögen Industrie und Landwirtschaft, sowie manche Beamtenklassen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Aber die Unzufriedenheit zeigt sich auch in weiten Kreisen der Staatsbürger, die nicht unmittelbar oder gar nicht von den Schwankungen des Weltmarktes getroffen werden.

Andre sagen, der Grund liege in der immer mehr um sich fressenden Glaubenslosigkeit, der Abwendung von allem Idealen, und sie geben die Schuld davon der modernen pessimistischen Philosophie, die die Geister verwirre und lähme. Aber das Volk liest weder Schopenhauer noch Hartmann; ist deren Weltanschauung, verstanden oder mißverstanden, in größere Kreise gesiebert, so ist das nur dadurch möglich gewesen, daß sie den Boden vorbereitet gefunden hat. Sie mag ihn gedüngt haben, aber die Saat der Unzufriedenheit, die überall emporgeschossen ist, haben diese Philosophen nicht erst gesät.

Mit größerem Rechte wird anzunehmen sein, daß der Mißmut und die Kleingläubigkeit nichts andres sind, als der Zustand der Ebbe im geistigen und nationalen Leben, die in notwendigem ursächlichem Zusammenhange mit der vorhergegangnen Hochflut begeisterten Aufschwungs steht. Eine Flut ist ja nicht möglich ohne Ebbe; sollen hohe Wellen dasein, so muß es auch tiefe Thäler zwischen den wogenden Bergen geben. Ist das Pendel am höchsten gestiegen, so ist der Fall notwendig. Wie der einzelne nicht immer freudeerregt und begeistert sein kann, so auch eine Nation. Es mußte also auf die begeisterte Erhebung und die großen Bewegungen und Erregungen eine Zeit der geistigen und moralischen Abspannung und Erschlaffung folgen. Und da

zeigt sich denn ganz derselbe Hergang in der Volksseele, den wir sonst an dem einzelnen, an uns selbst beobachten. Ist der Mensch niedergeschlagen, mutlos, verstimmt, so sucht er nach einer äußern Ursache, die ihm den Grund zur Unzufriedenheit geben soll. So glauben nun jetzt manche, der „neue Kurs“ sei an allem schuld, es würde anders sein, wenn der alte Kaiser, wenn Bismarck und Moltke noch auf dem Posten stünden. Aber die Niedergeschlagenheit der Geister würde sich auch dann zeigen, ja sie war schon vollständig vorhanden, als Bismarck noch im Amte war: die äußern Gründe fanden sich damals in der für das deutsche Volksbewußtsein so demütigenden Beendigung des Kulturkampfes, in dem fortwährenden Überhandnehmen der Sozialdemokratie, in dem wirtschaftlichen Niedergange, in dem Lagen und Bangen nach auswärtigen Bündnissen und in der kleinmütigen Beurteilung und Darstellung der Lage Deutschlands.

Von allem aber, was möglicherweise dem deutschen Volke berechtigten Anlaß zum Mißmut geben kann, ist der zuletzt erwähnte Punkt ohne Frage einer der wichtigsten. Es ist ganz unrichtig und nur eine stetig wiederholte, aber innerlich ganz unwahre Phrase, daß der Deutsche nach seiner ganzen Natur und seinem innern Wesen so besonders friedlich und phlegmatisch sei. Nein, der Deutsche war von seinem ersten Auftreten in der Geschichte an nicht bloß kampfesmutig, sondern auch kampfesfreudig und kampflustig. Streit und Kampf waren die Freude des Deutschen; nach Walhalla kam nur, wer im Kampf auf dem Schlachtfelde gefallen war, auch in Walhalla besteht das Leben der Seligen darin, daß sie am Tage ausziehen und unter einander kämpfen, sich schlagen, ihr Blut vergießen, bis dann der Abend kommt zum mächtigen Trunk, den die Wunschnädchen kredenzen. Das ist das ursprüngliche germanische Ideal, wie für den Araber das Leben mit den Huris im Paradiese! Dann wieder im Mittelalter: man lese doch das Nibelungenlied, den Parzival u. a., und sehe wie auch da die Freude, die Lust an Streit und Kampf alles andre überragt. Man denke an die Kreuzzüge, die Eroberungszüge nach Italien, über die Ostmarken hinaus in die Slawenländer, an den geistigen Wagemut und die glühende Kampfesbegeisterung in der großen Reformationszeit. Gegenüber der tiefgehenden, dem glühenden Lavaström vergleichbaren Leidenschaftlichkeit des Deutschen war und ist das sogenannte heiße Blut der Slawen und Romanen nur wie ein flackerndes Strohfeuer. Und wer sind denn die Männer, die Eindruck auf das Volksgemüt machen und gemacht haben? Die Friedensengel? Nein, sondern die streitbaren Kampfnaturen: Karl der Große, Luther, Friedrich der Große, Bismarck. Heute noch findet der gesunde deutsche Bauernbursche ein Tanzvergnügen nicht ganz nach seinem Sinn, wenn nicht aus irgend einem Anlaß, namentlich um das Mädchen, gehörig gerauft wird: So gehört auch zum frischen fröhlichen deutschen Studentenleben noch immer das Pauken. Welch ein unseliges Miß-

verstehen des wirklichen Lebens, diese unschuldigen, herzerfreuenden Paukereien von Polizei und Gerichts wegen als kriminell strafbaren Zweikampf zu verfolgen. Wie reimt sich dazu, daß die Fürsten, die Kultusminister und die hohen Beamten, wenn sie einmal wieder eine Universitätsstadt besuchen, so häufig bei den Korps zu finden sind und in fröhlichem Gedenken an alte schöne und frohe Zeiten, die wirklich zum Teil einem irdischen deutschen Walhallaglichen, auf das Vivat, floreat und crescat der Korps trinken? Was kann das anders heißen, als: mögt ihr Tungen noch immer so freudig weiter studiren, oder auch pauken und zechen, wie es bisher Brauch war! Welch ein Widerspruch nun, solch einen jungen, harmlosen Paukanten als Delinquenten vor den Strafrichter zu ziehen, ihn durch Polizeibüttel herumhegen zu lassen, während die hohen Vorgesetzten dieser Polizisten ihre Söhne in die Korps eintreten lassen und sie dadurch zum „Pauken“ veranlassen! Sollen denn unsre Tungen nur noch über den Büchern und „zu den Füßen“ ihrer Lehrer hocken? Das können sie nicht, und alle polizeilichen Plackereien werden sie nicht dazu zwingen.

Also alles deutet auf eine starke Ader von Kampfesmut und Kampfeslust in der deutschen Volksseele, und doch soll nun der Deutsche ein so besonders friedliches Wesen sein? O ja, auch diese Ansicht ist ja leider zu verständlich. Denn in der unsäglichen Not, Pein und Zerfleischung des dreißigjährigen Krieges wurden die Deutschen infolge ihrer Uneinigkeit so mürbe, so erbärmlich mürbe geschlagen, daß sie in der folgenden Zeit weichmütige Duckmäuser wurden. Dazu die Armut, dann die unselige Zerrissenheit der deutschen Nation, die Souveränität all der kleinen Dynastien, die Schwäche und die undeutsche Gesinnung des habsburgischen Kaiserhauses, die Eroberungszüge des gierigen französischen Nachbarn, das Gefühl der Nichtigkeit, das jedem Angehörigen eines kleinen deutschen Ländchens gegenüber den Angehörigen der großmächtigen andern Nationen innewohnte, dies alles gab in den zwei Jahrhunderten seit dem dreißigjährigen Kriege dem Deutschen das erbärmliche friedlich duckmäuserische Gepräge, das armselige gedrückte, schmiegsame Wesen, das demütige Kriechen vor dem Mächtigen, dem Vornehmen, dem Ausländer. Es trieb auch im Auslande so viele Deutsche dazu, ihre Nationalität zu verleugnen und abzulegen. Nun denke man zurück an die Zeit von 1870! Es war groß, es war herrlich, diese Wochen allein waren es wert, gelebt zu haben! Wie in einem Gedichte, so dramatisch, so ergreifend war das alles; ein Volk, das die Welt immer nur uneinig gesehen hatte, das verspottete Volk der „Denker und Dichter“ plötzlich einig, jauchzend, sich wie ein Riese erhebend und mit Sturmesgewalt den frechen Feind zurücksendend, feindliche Armeen im Felde gefangen genommen, der Franzosenkaiser nach Deutschland abgeführt, Paris erobert! Eine herrliche Begeisterung und Einigkeit aller Fürsten und Völker, Großmut und Edelsinn, wahre Gottesfurcht sichtbar in allen

Handlungen des obersten Führers der Nation, alle Völker starr, teils betroffen, teils hingerissen von solchen nie dagewesenen Großthaten! Überall der Deutsche angestaunt, den Kopf stolz erhebend, ein großes wundervoll bewährtes Volk von starker Mannheit! Der erste Rausch der Freude, der Begeisterung, mit dem die großen Ereignisse die Volksseele erfüllten, mußte ja nach ewigen Gesetzen der Nüchternheit weichen. Aber was nicht dahinzuschwinden brauchte, was sich nicht als leer und vergänglich erweisen durfte, das war das sichere männliche Gefühl der eignen Kraft und Stärke, der mit so großen Opfern und Thaten errungenen Stellung in der Welt. Statt dessen begann aber nach wenigen Jahren das unselige Friedensgejammer und das sentimentale Versöhnungsuchen gegenüber unversöhnlichen Erbfeinden. Jeder Franzose des schmeichelhaftesten Empfangs in Berlin sicher, während anständige Deutsche in Frankreich von der Presse, vom Volke, von den Behörden malträtirt werden, und selbst die Kaiserin Friedrich durch den mit Insulten drohenden Pöbel genötigt wird, ihren Aufenthalt in Paris abzukürzen. Ferner das jahrelang fortgesetzte Fragen und Forschen, ob es dem wohlbeliebten Zaren wohl gefallen werde, den Besuch des deutschen Kaisers — auch nur gelegentlich und in Form eines nebensächlichen Abstechers von der Haupttroute — zu erwidern! Ohne Unterlaß in Frankreich offen von der Regierung geduldete Agitationen und Organisationen zur Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. Wie kommt es, fragt sich der gute Deutsche, daß das die Feinde wagen können und dürfen? Haben wir die Schläge bekommen, und müssen wir nun Hohn, Spott und Großsprecherei schweigend über uns ergehen lassen? Müssen wir mit gesenktem Blick und gedrückter Miene umhergehen und leisetreten, wo unsre Väter mit dem Liede: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“ dem Feinde entgegentraten? Haben wir alle Opfer an Gut und Blut gebracht und sollen wir immer weitere Opfer für das Militär bringen, nur damit dies das erbärmliche, niederdrückende Ergebnis sei? Nein, nein und abermals nein! Es gefällt dem Deutschen nicht, der gar nicht ein so armfeliger Friedensduckmäuser ist, als wie er oft von Leuten, die die Volksseele nicht kennen, hingestellt wird. Fände man doch nur oben einmal das rechte Wort, den rechten Ton, ein stolzes Wort, einen kräftigen mannhaften Ton, wie würde das einschlagen, wie würden sich alle, das ganze Volk, vor allem die Jugend, wie ein Mann erheben! Man denke doch an den Begeisterungsturm, der sich im deutschen Reichstage, im deutschen Volke beim Ausbruch des Krieges 1870 erhob! Welch ein Fingerzeig war nach dieser Richtung die allgemeine Zustimmung und Begeisterung, die gelegentliche Worte Bismarcks, wie: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemanden,“ oder „Der Appell an die Furcht wird in deutschen Herzen nie ein Echo finden,“\*)

\*) Früher schon sagte Fritz Reuter im Anfang der „Franzosenlied“ von dem alten

erwecken, wie sie von hoch und niedrig seitdem wiederholt werden, jedesmal jubelnder Zustimmung gewiß sind und, am Schlusse einer Rede angebracht, einen effektvollen Abgang sichern! Statt dessen hört man von den jetzigen Regierungsmännern und deren Organen nur sanfte, begütigende Worte gegenüber den Feinden an unsern Grenzen, sie werden herausgestrichen, ihre Armeen und deren Leistungen herausgelobt, die unsern dagegen in kleinmütigem, zagendem, zweifelhaftem Tone besprochen. Das drückt die Kleinmütigen, die Philister noch mehr nieder, die Mutigen, Stolzen — und gottlob giebt es deren noch so viele Millionen — ärgert, verdrießt und empört es. Aber es ist auch selbst für die, die um jeden Preis Frieden haben wollen, nicht einmal klug und zweckmäßig, fortwährend zu duckmäusern und zu versichern: wir greifen nicht an, nein, wir greifen niemals an! Das klingt in den Ohren der Welt wie die Sprache des Schwachen oder des Mutlosen, es fordert die stets zunehmende Frechheit der französischen Chauvinisten und russischen Panflawisten förmlich heraus: sie dürfen sich alles erlauben, so lange sie nicht geradezu mit gewaffneter Hand zum Angriff übergehen; der Deutsche will oder muß Frieden halten, er wird nie angreifen! So dachte der nicht, der sich den Namen des eisernen Kanzlers erwarb, und dem die Devise „Blut und Eisen“ zuerteilt wurde. Wenn er auch zunächst den Deutschen zur Ausgestaltung des neuen Reichsbaues friedliche Zeiten zu sichern suchte — ein erbärmlicher Friede kam nicht nach seinem Sinne sein. Und ein Mann wie Moltke hat bis zu seinem Ende mit großer Wärme die Ansicht verfochten, daß der Krieg keineswegs nur ein Übel sei; denn die Opfer an Gut und Blut würden dadurch aufgewogen, daß der Kampf die höchsten und besten Eigenschaften des Menschen und der Nation, den Opfermut und die Begeisterungsfähigkeit, Tapferkeit, Treue und Gehorsam bis in den Tod, entfalte. Auch Friedrich der Große handelte nach andern Grundsätzen. Für ihn stand es fest, daß, wenn man von Feinden umgeben sei, die den Krieg planen und nur auf den ihnen günstigen Augenblick warten, es besser sei, selbst den günstigen Augenblick zu wählen. Es fragt sich also, wie zu handeln sei, wenn die Wahl nicht ist: Krieg oder Frieden, sondern Krieg in dem vom Feinde gewählten Augenblick, oder Krieg in dem selbstgewählten Augenblick. Da es im Laufe der Zeiten, unter dem fortdauernden Wechsel der Personen und Dinge nicht ausbleibt, daß sich auch einmal eine dem Feinde günstige Konstellation ergibt, zog es der große König vor, sich selbst den Zeitpunkt für das Losschlagen zu wählen. Wir sind nicht der Ansicht, daß man ohne Not zum Kriege drängen und losschlagen solle; was wir aber verlangen — und tausende mit uns — ist ein Friede, der ehrenvoll ist, der nicht mit

Amthauptmann Beyer: „Ap sien breide Stirn un ut sien blagen Dgen kün'n ji lesen: Kein Menschenfurcht, woll äwer Gottsfurcht!“

Duckmäuserei und Angstmeierei erkaufte wird, in denen „der Starke nicht mutig zurückweicht.“ Ist kein solcher Friede zu haben, dann lieber den Krieg! Er würde wie vordem wieder ein heldenmütiges, einiges Volk von Brüdern, ein Sturmgebräu und „einen Ruf wie Donnerhall“ in Deutschland finden. Würde eine Sprache in diesem Sinne an den entscheidenden Stellen geführt, so würden die Herren Franzosen, die sich vor nichts auf der Welt so fürchten, wie vor dem abermaligen Losbruch des deutschen craquement, und die Pan-slawisten wohl ruhig werden! Wollen sie aber nicht ruhig sein, dann nicht!

Ist nicht schließlich ein einmaliger Riesenkampf, ein furchtbares, aber bald beendigtetes Ringen besser, als der sich durch Jahrzehnte hindurchziehende sogenannte Friede, als die stetig zunehmenden Rüstungen, das nie aufhörende Gängen und Bangen und Sorgen, ob morgen, ob übermorgen, ob künftiges Jahr noch Friede sein wird, ob wir noch Verbündete haben werden, ob es diesen im Dreibunde wohl oder nicht wohl ist? Jedenfalls wäre es für das Gemüt, für die Stimmung des Volks, für den Grundton des ganzen deutschen Volkslebens unendlich wohlthuend und erhebend, wenn man an der Sprache und den Handlungen der Regierungen merkte: wir wollen zwar friedlich sein, aber nur gegen den auch friedlich auftretenden Nachbar, wir wollen aber keinen Frieden, der nur dadurch aufrecht zu erhalten ist, daß wir uns fortwährend von feindlichen Nachbarn bedrängen und mißhandeln lassen.



## Die Beteiligung der Schule an den Aufgaben der Gegenwart



Vor einigen Wochen wurde an dieser Stelle die Frage aufgeworfen, woher es wohl komme, daß der Nachwuchs der Nation, sobald er der Schule den Rücken wende, in einem bedeutenden Bruchteil, wenn nicht gar in seiner Mehrheit alles abzuschütteln oder in den Staub zu treten pflege, was man sonst unter dem Namen der Ideale als des Menschenlebens köstlichsten Besitz verehrte. Aus dieser Frage klang dem Leser ein Vorwurf entgegen, den er in den letzten Jahren oft gehört haben wird, der Vorwurf, daß die deutsche Staatschule den schweren Aufgaben, die ihr von der Gegenwart gestellt werden, nicht mehr gewachsen sei. Wer jedoch so wie wir von der Bedeutung der Schule, von dem Wert ihrer Mitarbeit an der Lösung sozialer Aufgaben und — wir dürfen es sagen — von dem hingebenden Eifer und der hohen Berufstreue des deutschen Lehrerstandes überzeugt ist, dem konnte es nicht entgehen, daß die Spitze jener Klagen